

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-33666](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-33666)

Am Brünneli.

Von Emil Göt.

Im Wäldeli drobe
 E Brünneli springt.
 Do hod' i als z' Obe,
 Wenn d' Schwarzamsel singt.

Hör's röhrle, sieh's blinke
 Un freu mi dabei.
 Us'm Trögli kamm'r trinke,
 So blitzblank isch d'r Stei.

Un langsam wird's dunkel
 Un schlöfrig un still.
 Nur 's Brünneli, das funklet
 Un gluckeret so hell.

De Kopf lossi henke,
 Nit traurig, nei froh;
 Un-e Maidli mueß i denke,
 Das isch grad eso.

Im Dunkle tuet's blinke
 Un kutteret so hell —
 Us'm Trögli tät i's trinke,
 O je — jo, jo! — jell,
 Sell Brünneli, jell!

Nachdenkliches.

Alt werden ohne zu verhärten, weise ohne
 zu verarmen — das ist Lebenskunst.

Kann der mein Weiser sein, der seine Weis-
 heit mir zuschnauzt?

So schlecht gegründet ist diese Welt denn
 doch nicht, daß sie unterginge, wenn Recht
 würde. Indes: in ihren Augen tracht sie,
 wenn Recht wird.

Gut sein ist alles! — Es kommt nur darauf
 an, daß der Mensch „gut“ ist, der Weg ist dann
 gleich. Er mag im einzelnen tun und ver-
 fehlen, was er will, er langt einst an.

Aus heiligen Quellen schöpft man Schweig-
 end. Nur dem lautlos und ergriffen sich
 Neigenden heiligen sie sich; dem lauten
 Schwäzger sind sie eitel Wasser.

Verne zu handeln, ohne zu prahlen.
 E. Göt.

Jeder ist ein Freund der Wahrheit, solange
 sie ihn nicht selber trifft.

Es gibt Menschen, die sich nicht einmal vor
 oem Gotte demaskieren, zu dem sie beten.

Es spielt mancher den Sittenrichter, der
 keineswegs Richtersitten hat.

Alle Menschen hassen die Schmeichler, we-
 nige ihre eigenen.

Wenn du weißt, daß du auf jemand re-
 chen kannst, sollst du nicht mit ihm rechnen.

Es ist bitter, sich später darüber Gedanken
 machen zu müssen, daß man sich früher so
 keine gemacht hat.

Der Optimist drückt die Welt an sein Her-
 z, dem Pessimisten liegt sie im Magen.

Die Hoffnungen sind die Brücken über
 toten Punkte unseres Lebens.

Von allem vermag der Mensch Vorhanden-
 sein oder Nichtvorhandensein und die Berei-
 tigung dafür zu „beweisen“, je nach der An-
 reizung zum Widerspruch.

Gottesdienst sollte nie über Lippen
 werden. Worte sind ein unreines, mißbräu-
 tes Gefäß. Gebengte Gedanken und stumm-
 Handlungen allein können würdereine Fort-
 werden.

Man muß den Sturm lieben. Das Schön-
 ste, was er schenkt, ist die Stille darnach. Da
 sich Wiederaufrichten in durchbrechender Son-
 nenstille; das befreite, gestählte Wiederauf-
 reden müssen der zum Brechen gespannt ge-
 wesenen Kräfte.

Schuld kettet fester denn Liebe bindet.

Energie und ihre Erneuerung wird nur in
 Not und unter Zwang geboren und zur Leb-
 wucht komprimiert.

W. Stichs.

Frühling.

Von Hermann Hesse.

Woll Blüten steht der Pfirsichbaum,
Nicht jede wird zur Frucht;
Sie schimmern licht wie Rosenschäum
Durch Blau und Wolkenflucht.

Wie Blüten geh'n Gedanken auf,
Tausend an jedem Tag —
Laß nur dem Blühen seinen Lauf!
Frag' nicht nach dem Ertrag!

Es muß auch Spiel und Unschuld sein
Und Blüten-Ueberfluß,
Sonst wär' die Welt uns viel zu klein
Und Leben kein Genuß.

In Lohn bei sich.

Von Erik Müller.

Der Sägemüller Wach kriegte einen Fragebogen vom Gewerbeamt: „Wie viele Arbeitnehmer beschäftigen Sie als Arbeitgeber?“ — Er mußte sein Säge- und eine zeitlang stillstehen lassen, um nachzudenken: „Arbeitnehmer? Arbeitgeber? Nehmen? geben? ich nehme, du nimmst? Ich gebe, du gibst? Der Teufel kennt sich aus mit dem neumodischen Zeug.“ Ein Windstoß riß den Fragebogen aus der Hand. Er schaufelte in den Mühlbach. Sonnenringel spielten neckisch drüber: „Gebe ich? nimmst du? gibt er, nehmen wir? Kommt, spielen wir ein wenig Fangmich.“

Zwei Wochen später war ein neuer Fragebogen da: „Sie werden ernstlich ersucht, Ihren sozialen Pflichten durch präzise Beantwortung . . .“ Diesmal ließ er sein Mühlchen nicht extra stillstehen. „Sozial? präzise? — präzise? sozial? Was sie nur alle Augenblick für einen neuen Schmarren erfinden!“ ließ sich auch zur Not beim Käderklappern denken.

Drei Wochen später kam ein Landgendarm mit einem blauen Akt: „Also dann, nix für ungut, Wach, einen Hunger hätt' ich bei dem langen Weg und der fettarmen Zeit!“ — Und als der befriedigt war, schnalzend, schmatzend: „Also dann, nix für ungut, Wach, aber aufschreib'n muß ich d' Mühl.“ — „D' Mühl' aufschreib'n? wie geht denn das?“ — „Also dann, nix alter Vater?“ — „Der arbeit't nicht, der speanzelt und bastelt bloß ein bissel rum am Nachmittag.“ — „Speanzeln oder basteln — jetzt ist alles Arbeit — so—zi—al, verstehst d'?“ —

„Naa.“ — „S' aa net, aber aufschreib'n muß i's. Also dann, nix für ungut, Wach, wer arbeit't noch bei dir?“ — „Der Barmherzienrat.“ — „Kommerzienrat muß d' sagen, Wach.“ — „S' jag' Barmherzienrat, weil er mich derbarmt.“ — „Warum derbarmt er dich?“ — „Weil sei' Doktor sagt, er müßt' jag'n am Vormittag, damit daß sei' Blut besser zickzackuliert.“ — „Zirkuliert müßt d' jag'n, Wach.“ — „S' jag' zickzackuliert — schaug das Holz an, des er gestern g'jagt hat: hinum, herum, wie sei' Blutzickzackulation.“ — „Zirkulation müßt d' jag'n, Wach.“ — „Was hast sonst?“ — „Also dann, nix für ungut, Wach, sonst hätt' ich einen neuen Hunger bei der langen Schreiberei.“

Vier Wochen später kam ein neuer Schrieb vom Gewerbeamt: Es sei Grundsatz: wer arbeite — gleichviel wie und gleichviel wo — müsse auch bezahlt werden, und wie viel die beiden Aushilfskräfte kriegten?

Ließ der Wach die Mühl' stillstehen, eine Stunde oder zwei, und schrieb mit feuchter Hand: „Der Batter kriegt nix, weil er im Austrag ist und weil's ihm überhaupt eine Freud' macht, und der Barmherzienrat kriegt auch nix, sondern er zahlt was, weil's ihm auch eine Freud' macht und mir aber nicht bei seiner damischen Sägerei.“

Schreibt das Amt, es gäbe zweierlei: Wer arbeitet, wird bezahlt; wer nicht bezahlt wird, hat auch nicht zu arbeiten; ein drittes gäb' es nicht und die beiden Gelegenheitsarbeiter seien im Interesse des allgemeinen Arbeitsfriedens zu entlassen.

Seitdem arbeitet der Wach auf seiner Grillenhäusmühl' allein.

Aber nicht lang. Kommt vom Gewerbeamt ein neuer Wisch: Lohnstatistik. Unverzüglich ausfüllen!

Denkt sich der Wach, steigt's mir an Buckel 'nauf, und läßt die Säge stärker laufen.

Kommt abermals der Landgendarm: „Also nig für ungut, Wach, ich hätt' —“

„— einen Hunger, weiß schon, ist schon alles herg'richt't; was hast noch?“ — „Eine Lohnstatistik; nig für ungut, Wach, aber in der

letzten Spalte heißt es: „Zur Erfassung der Gesamtarbeit ist der normale Lohnsatz auch bei eigener Arbeit einzusetzen.“ Schreib'n

mir halt was 'nein, damit die arme Seel' a Ruh hat.“ — „Was für eine arme Seel'?

„Die arme Seel' vom neuen Ministeri — oder die neue Seel' vom armen Ministeri —

ist ja jetzt all's vertauscht — also nig für ungut, Wach, dann hätt' ich noch —“

„— einen Hunger?“ „Rein, Aufklärungsschriften soll ich amtlich übergeben.“ — „Aufklären? wen soll ich denn aufklären?“ „Such selber, Wach. Da steht's: Soziale Rechte.

Der moderne Arbeitskontrakt. Zeitlohn, Akkordlohn, Reallohn. Tut alles ordentlich

studieren, Wach, damit, wenn einer kommt vom Ministeri — und was ich noch hab' jag'n woll' —“

„Weiß schon, sagt es in der Speis' drin und — tu alles gut studier'n, damit wenn einer kommt vom Ministeri . . .“

Hat sich der Landgendarm, so gut er konnte, ausg'füllt in der Speis'. Und dann die Liste, auch so gut ein Landgendarm das kann. So daß von da ab beim Gewerbeamt

der Wach mit einem Arbeitnehmer angekreidet war, der normal die Stunde eine Mark

und fünfzig kriegte, und die arme Seel' vom neuen Ministeri ihre Ruhe hat, heißt

das, so lange eben so ein neues Ministeri selber Ruhe hat.

Fünf Wochen höchstens nämlich. Denn da kam ein neueres Ministeri und ein neuer

Schrieb zum Wach: Er habe vom nächsten Ersten ab den Stundenlohn bei sich auf zwei

Mark fünfzig zu erhöhen und die erste Wochenquittung einzuschicken.

„Rein Ruh' möcht' i' hab'n,“ stieg's auf im Wach; aber es war noch nicht halbhoch,

als sich dieser Wunsch in sein Quadrat verwandelte: „Gern könnt's mich hab'n, alle

miteinand!“ Und dieser Wunsch ging noch ein wenig höher, bei der Speiseröhre, in den

Rubus über, der sich leichter erraten als

jagen läßt. Knapp vor dem Gaumenzäpfchen aber zog ihm der Humor die Wurzel aus, sodas der Wach nur einen kurzen Lacher tat.

Und wie es Samstag war und Feierabend, schob sich der Wach den Wochenlohn von seiner linken Hosentasche in die rechte

und schrieb eine Quittung fürs Gewerbeamt. Damit die arme Seel' Ruh hat, dachte er.

Hat aber keine gehabt, die arme Seel', von der im Handumdrehen wieder so ein Schrieb

kam: Der neue Stundenlohn sei jetzt ein Taler und die Ueberstunden seien gänzlich

abzuschaffen.

Also daß der Wach am nächsten Samstag mehr Papier von einer Tasche in die andere

wandern ließ und sich, mitten in der Arbeit, selber anschrie: „Feierabend!“

Da die Gatterfäße aber weiter ging, schafften auch die Hände weiter. — „Feierabend!“

schrie der Wach noch stärker und erblickte sein herrisches Arbeitgebergesicht in einem

Spiegelscherben an der Wand. Darob er bestete sich sein Arbeitnehmerteil und schrie:

„Ich arbeit' solang' ich mag, verstanden.“ — „Aber das Ministeri!“ — „Das Ministeri kann mich . . .“

„Nimm dich z'hamm, Freunderl, ich schreib' dem Ministeri alles.“ — „Du kannst mich auch . . .“

So daß der Wach am nächsten Samstag zu berichten hatte: „Es ist nig zu machen

mit dem Kerl. Er sagt, wie lang er arbeiten will, ist seine Sach und das ging dem

Ministeri einen Dreck an und überhaupt könnt ihn das Ministeri . . .“

„Sofort entlassen!“ kam der amtliche Bescheid.

Also setzte sich der Wach in Haltung vor den Spiegelscherben. „Ich kündig!“ — „I

net.“ — „Du gehst!“ — „I' geh' net.“

Bericht des Wach zur Hauptstadt: „Er geht halt nicht.“

Gegennachricht: „Es wird ersucht, auf Grund der seinerzeit überlassenen Aufklärungsschriften dem Renitenten das soziale

Gewissen zu schärfen. Normalstundenlohn 4 Mark, außerdem ist ein bezahlter Zwangsurlaub von einer Woche einzuräumen.“

Also nahm der Wach den Wach am nächsten

Feierabend auf die Seite, schlug die

Schriften auf und sagte: „Mensch, sei g'scheit und horch: Derjenige Arbeitnehmer,

welcher sich nicht allen Arbeiterforderungen vorbehaltlos unterwirft, versündigt sich am

Klasseninteresse.“ — „So so.“ — „Wier

Mark ist der neue Stundenlohn.“ — „So so.“
 — „Du hast von heut' ab eine Woche Urlaub.“ — „I' mag net.“ — „Du wirst auch m' Urlaub fortbezahlt.“ — „Und i' mag net.“ — „Du mußt, es ist ein Zwangsurlaub.“ — „Wenn ich aber d' Säg net stillstehen lassen will, wo soviel z' tun ist.“ — „Mensch, hier steht's: . . . versündigt ich am Klasseninteresse.“ — „I' pfeif auf alle Klassen!“ — Bericht des Wach: Er pfeift.

Kam der Gewerbeinspektor selber in die Mühle: „Ich will nach dem Rechten sehn.“

Er sah sich in der kleinen Säge um — er war recht. Er sah den Arbeitgeber an — er war recht.

Er sah sich die Arbeit an, sie war recht.
 „Jetzt noch der Renitent, wo ist Euer Arbeitnehmer?“ „Hier, Herr Inspektor!“
 Der Inspektor riß die Augen auf: „Wie, Ihr selbst seid identisch —?“
 „Versteh' ich net — eins bin ich mit der Säg', eins bin ich mit der Arbeit, die Arbeit geb' ich und die Arbeit nehm' ich — Herr Inspektor, das ist alles eins — nehmen S' Ihre Schriften wieder mit und sagen S' der Regierung einen schönen Gruß, der Wach hätt' selber keine Schrift und Vorschrift; all's ist eins — auf Wiedersehen, Herr Inspektor — ich hab' jetzt keine Zeit, mein Arbeitnehmer, meine Säg' und meine Arbeit hab'n mir 'piffen — die gehn vor.“



Federzeichn. v. H. Riedel.

Frühlingstag am Rhein.

Von Hermine Maier-Seuser.

Sonnenschein licht und leise
 segnet Wellen, segnet Schnellen,
 segnet Wirbel und Gewoge.

Weidenkätzchen neigen schon
 ihre Köpfschen sonnentrunken!
 Erw'ger Segen ist gesunken
 erdenwärts, — und ewig neu

Glänzt und gleißt der Heimat Pracht.
 — Da — — ein heißer Schmerz erwacht!
 Frühlingstag am deutschen Rhein
 gießest in die Luft die Pein.

Sonnenschimmer licht und leise
 segnet Wellen, segnet Schnellen,
 segnet Wirbel und Gewoge.



Von Friedrich Hindenlang.*)

Scherenschnitt von Beria Hindenlang f.

Als der altgewordene Seilerandres seine Habe auf dem Rathhaus vor dem Notar an seine zwei Kinder, an Sohn und Tochter, verteilte, ehe er mit seiner Frau in den Anbau an seinem Haus zog, da bestand seine Tochter, die sich in die Stadt an einen Ungestellten bei der Gasanstalt verheiratet hatte, darauf, daß ihr das Dachzimmer als Heimatstüblein zugeteilt wurde. Sie sagte: „Man kann nie wissen, wozu es einem noch dienen kann.“ Auf vielen Häusern in Christusreute liegt ein verbrieftes Recht der Fortgezogenen auf ein Zimmer oder eine Kammer, ein Recht, das in vielen Fällen niemals geltend gemacht wird. Des Seilerandres' Tochter sollte es erfahren, wozu einem ein Heimatstüblein dienen kann. Das war an dem Tag, an dem der Kassenarzt sie genau auf der Brust untersuchte und sie frug: „Nicht wahr, Sie stammen doch vom Lande und haben noch Eltern?“ Und als sie sagte, daß sie von Christusreute stamme und daß sie ein Anrecht auf ein Heimatstüblein für ihre Lebenszeit habe, da sagte der Arzt: „Es ist das beste, Sie reisen morgen und genießen die würzige Landluft, es ist blühende Bleichsucht, an der Sie leiden; lassen Sie sich nicht durch Ihr gutes Aussehen täuschen! Trinken Sie recht viel Milch! Es wird wohl alles wieder gut werden!“

So packte denn die Frau das Nötigste zusammen und nahm das Dorle mit, ihr zweijähriges Kind. In Christusreute angekommen, bezog sie das Dachzimmerlein und begab sich in die treuliche Pflege der

*) Aus dem Buch „Christusreute“ von F. Hindenlang. Mit Genehmigung des Verlags Richard Kretzel, Lahr i. B.

Mutter. Es fehlte ihr an nichts, gute Luft und Milch hatte sie genug. Aber als sie in der Nacht einmal aufwachte vor Husten, da war Blut in ihrem Auswurf. Bald lag sie schwer krank darnieder, nach wenigen Wochen machte ein Blutsturz ihrem Leben ein Ende. Da tauschte sie ihr Heimatstüblein mit einem kleinen Plätzlein auf dem Dorfriedhof, der so wunderbar an der Berggasse liegt.

Ueber das Dorle wurde kein Wort geredet, als ihr Mann zur Beerdigung kam. Es war selbstverständlich, daß es bei der Großmutter blieb, sie hätte es auch nicht mehr hergegeben. Der Vater des Kindes verheiratete sich wieder. Nach der Dorfsitte brachte er ihm alljährlich auf Ostern ein neues Kleidchen und zu Weihnachten einen großen Lebkuchen und sonstige Kleinigkeiten. Er hatte nie ein Sterbenswörtlein davon gesagt, daß er sein Kind mitnehmen wolle.

So wuchs denn das Dorle bei den Großeltern auf. Es war ein herziges Kind mit blauen Augen und flachsblondem Haar. Die Großmutter sagte ihm oft das Verslein:

„Dorle, mein Schatz,
Hast Härle wie Flachs,
Hast Härle wie Seide,
Drum kann i di wohl leide!“

Und wenn es dem Dunkel beim Seilern half, so fragte der gerne zum Spaß, ob er auch einmal aus seinen Haaren ein Seil drehen solle. Aber das Dorle hat, das lieber nicht zu tun, es trage doch lieber seine Haare in Zöpfchen um den Kopf gewunden. Wenn es, die Hände unter der Schürze, vor dem Hause stand und die Dorfgasse hinauf- und hinabsah mit seinen großen, in die

ferne schauenden Augen, da hat mancher, der vorüberging, diese Augen bestaunt und gesagt: „Nein, was das Kind für Augen hat!“ Und die Krämergote meinte: „Ihr verdet es erleben, das Kind behaltet ihr nit! D' Mutter zieht's nach. Es hat Augen wie ne Engel.“ Darum hütete es die Großmutter um so mehr.

Vom Dorle lassen sich allerlei Geschichtlein erzählen.

Als es etwa vier Jahre alt war, da war über Weihnachten die Großmutter sehr krank, sie konnte deshalb ihr Versprechen nicht halten, das Kind mit zur Weihnachtsfeier in die Kirche zu nehmen. Eine Verwandte nahm das Kind mit. Es paßte gut auf. Der Pfarrer erzählte eine schöne Geschichte von einem Kreuzfahrer, der zuerst nach Jerusaleme die eroberte Stadt Jerusalem einging. Vor den Thoren sei und sich als Belohnung die Gnade ausgebeten habe, am Feuer in der Brabeskirche sich ein Licht anzünden zu dürfen. Und das Licht habe der Kreuzfahrer durch Wetter und Stürme heimwärts gebracht. Da dachte das Dorle an die fränke

Großmutter; nach dem Gottesdienst blieb es in der Kirche und bettelte beim Kirchenbediener um ein Kerzlein vom Baume, das man vergessen hatte anzuzünden. Und dann mußte es an einem brennenden Kerzlein angesetzt werden, und so trug sie es heim und rief der Großmutter entgegen: „Großmutter, ich bring dir heilig's Licht!“ Und dann stellte das Kind das Kerzlein auf den Tisch.

Als es wieder Sommer war, da stand es einmal an einem Kornader. Der Wind strich über die Halme, so daß sie sich neigten. Sie neigten sich dem Dorle zu. Das meinte, die Aehren möchten es grüßen; und so oft sich die Aehren vor ihm beugten, machte es auch ein Kompliment. Das tat es so lange, bis die Großmutter herkam, der es erzählte: „Großmutter, die Aehren haben mich gegrüßt und mir einen schönen Gruß vom lieben Gott gesagt!“

Im Hause neben dem Seilerhause wohnten die Krämerleute. Der Krämerthedor war gleichaltrig wie das Dorle. So wurden die beiden Spielfameraden. Der Thedorle und das Dorle gehörten zusammen wie ihre Namen. Sie kamen auch zusammen in die Schule. Und als das Dorle die erste wurde, da gab sich das Thedorle Mühe, auf der Bubenseite den gleichen Platz zu erringen.

Als die Ersten der Klasse durften sie im Winter täglich abwechselnd die Holzschette in den Schulofen legen, und wenn die Frau Lehrer oder sonst wer den Herrn Lehrer auf eine Weile abrief, so mußten die beiden aufpassen, das Thedorle auf die Buben und das Dorle auf die Mädchen. Und sie taten das, hinter dem Lehrerpult sitzend, mit solcher Würde, daß die Kinder zu ihnen Prinz und Prinzessin sagten. Und schließlich nannten sie sich selbst so und hatten ihren Spaß daran.

Am Sonntagnachmittag gingen die Kinder gerne in den Wald und holten Blumen und Stecken. Es war Frühling, die ersten Maiblumen blühten, der Kuckuck rief. Der Thedorle schrie: „Kuckuck, wie alt werde ich?“ Da tönte es in einem fort: „Kucku“, als hätte der Kuckuck viele Gefellen bekommen. Die Kinder lachten. Da überkam das Dorle auch die Lust, den Drakelvogel zu befragen: „Kuckuck, wieviel Jahr leb' ich noch?“ — Ein einziger schwacher Ruf tönte aus dem stillen Wald. Die Kinder schrien in einem fort Kuckuck, um den Schicksalsvogel zu reizen. Aber er war weit fortgeflogen. Dorle war damals zwölf Jahre alt.

Seit diesem Geschehnis wurden Dorles Augen noch leuchtender. Auch führte es so merkwürdig verjonnene Reden. Einmal lagen die Kinder am sonnigen Wiesenrain. Dorle hatte sich Weilschen und Schlüsselblumen ins Haar gesteckt; es sah den Wolken nach. „Wenn ich nur mitfliegen könnte!“ sagte sie zu den Wolken. „Oder wenn ich nur alle Leitern im Dorfe zusammenbinden könnte, dann tät ich gerade in den Himmel aufsteigen.“ Da meinte Thedor: „Die Leiter muß doch umfallen, weil sie niemand hält.“ Da sagte das Dorle: „Bisch du e dummer Prinz, die Leiter hält doch der liebe Gott!“

Im April wurde sie krank. — Der Maikam und mit ihm der Himmelfahrtstag, der „Aufahrtstag“. Dorle hatte sich so sehr darauf gefreut, am Himmelfahrtstfest nach altem Brauch als „Aufahrtsträulein“ mit dem Kränzlein aus neuerlei Gartenblumen im Haar in der Kirche zu sitzen und am Nachmittag im Maiumzug einen blumigen Schwibbogen zu tragen.

Jetzt lag sie in ihrem Bettlein, das die Großmutter an das Fenster hatte schieben müssen. Frühlingluft und Sonnenschein kam durch das geöffnete Fenster, die Sonne

schien auf Dorles Bett. Lange spielte das Kind mit den Sonnenstrahlen, die sie durch die abgemagerten Fingerlein hindurchschimmern ließ, lange beobachtete sie den Flug der Sonnenstäubchen. Und dann wieder betrachtete sie das Bild vom himmelfahrenden Christus, das ihr die Schulfreundin gebracht hatte.

Dann schlief das Kind ein. Einmal schaute die Großmutter herein; als sie sah, daß das Kind ruhig schlief, machte sie die Türe leise wieder zu. So glaubte sie, sie könne schon auf ein Weilchen zur Straßenecke gehen, um den Maiumzug sich anzusehen, wenn er mit Musik um die Dorfblinde gehe. Sie hatte es ja auch dem Kinde versprochen, ihm alles zu erzählen, und wie der Krämerthedor den Maitranz getragen, der zuletzt an der Dorfblinde aufgehängt wird.

Dorle schlug die Augen auf. Wachte sie oder träumte sie nur? Gerade von ihrem Bettlein aus ging eine goldene Himmelsleiter. Hörst du, Dorle, die wunderbare Musik? Das ist ein Singen und ein Klingeln in der Luft! Das sind gewiß die Englein, die auf goldenen Harfen spielen. Dorle steht auf und klettert auf das Fensterbrett und schaut zum Himmel empor. Schaut

nicht eine Frau herunter, eine Frau mit goldenem Haar? Winkt sie nicht? Da kommt noch ein Schmetterling geflogen und sagt: Komm, flieg mit mir! Dorle will ihn ergreifen. Auf einmal dreht sich alles vor ihren Augen. Der Flug beginnt wohl. Sie darf fliegen. Dorle fliegt so leicht, immer weiter . . .

Bald steht eine aufgeregte Gruppe vor dem Hause. Im Hemdlein liegt das Dorle da, in der einen Hand hält es das Bild vom auffahrenden Heiland, aus der anderen kriecht der Schmetterling hervor. Das Maitränzlein liegt daneben.

Das Kind wird hinaufgetragen. Ohne noch einmal zum Bewußtsein zu kommen stirbt es am gleichen Tag.

Natürlich schimpfen die Leute darüber, daß die Großmutter das Kind nicht besser gehütet hat. Aber die Krämergote sagt jedem, der es hören will: „I hab's glück g'sait: des Kind behaltet ihr nit. Es het so artige Auge g'ha. 's Müeterli het's nit sich zoge.“

Nun liegt das Dorle als ein Auffahrtsfräulein aufgebahrt. Und der Thedor mit seiner knallroten Pfingstrose im Knopfloch weint um seine Prinzessin.

Am Sunndignomidag.

Von August Gantner.

D' ganz Woch mueß i schaffe,
Mueß schaffe für drei,
Und bloß als am Sunndig
Midag han i frei.

D' schwarz Rädder un d' Nanni,
D'r Jörg un d'r Hans,
Was goh ka, des goht halt
In „Löwe“ zuem Danz.

I bliib uf em Hof z'ruck;
I gang als nit mit.
Bin kuum us d'r Schuel reecht;
Do danzt m'r no nit.

Doch han i als enneweg
E fraidiger Dag.
Mi Bläzli isch hinde
Am Garde, am Hag.

*) Der Hahn. **) Manchmal.

Do hoß i so z'fride
Un güd'l in d' Welt
Un frai mi, as hätt i
Zeh Zaine voll Geld.

So still isch's, so haimlig,
D'r Guller *) bloß kraiht.
O wie mi dia Stilli
Am Sunndig als frait!

Bloß d' Bächli düen habble,
Bloß d' Lüstli düen goh.
O Stilli am Sunndig,
Wie machsch mi so froh!

Mueß allbot **) als denke:
D'r Herr goht umenand
Un strait voller Liawi
Si Sege uf's Land.